

Die Götter sind tot, und der Mensch ist schlecht

DNV
18.5.09

Mit „Die Troerinnen des Euripides“ von Sartre verabschiedet sich Holk Freytag als Regisseur von Dresden

„Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen“ steht nicht nur in der Bibel, sondern ist auch der letzte Satz der Inszenierung. Es spricht: Poseidon, der in seiner Eitelkeit verletzte Gott, stolzierend über das Trümmerfeld der Stadt, deren Mauern er einst gebaut hatte, und wo kein Stein mehr auf dem anderen ist.

Auch Menelaos, ebenfalls gespielt von Hans-Christian Seeger, hatte zum Krieg gegen Troja gehetzt, weil seine männliche Eitelkeit verletzt worden war, als der schöne Trojanerprinz Paris ihm seine Frau Helena entführte. Mehr „Gründe“ braucht es nicht für einen Krieg, das erfährt schon Euripides, der sich 415 v. Chr. mit diesem Stück gegen die Kriegstreiber seines Staates gewandt hatte. Auch für Sartre war ein 12 Jahre dauernder Krieg, in dessen Ergebnis Algerien die Unabhängigkeit von Frankreich erlangte, 1965 Anlass für sein brutal hoffnungsloses Stück über die Reste menschlicher Möglichkeiten, die ein Krieg hinterlässt, nämlich keine. Sartres Nihilismus, die Unerbittlichkeit, die jeden Funken Hoffnung ausbrennt, scheint sich immer wieder zu bewahrheiten. Doch so wie Cassandra die Zukunft sieht, aber mit dem Fluch belegt ist, dass niemand ihr Glauben schenkt, scheint es ein Wesenszug der Menschheit zu sein, zu wissen, ohne diesem Wissen zu vertrauen. Insofern hat ein Stück gegen den Krieg immer recht. Die Frage ist, was man darüber hinaus noch erzählen will, dass die Kriege nicht aufhören und die Sieger unbarmherzig alles ausrotten, was von den Besiegten noch übrig ist. Jeder uns von den Medien ins Wohnzimmer transformierte Krieg der Neuzeit beweist dies wieder und wieder.

Der scheidende Intendant Holk Freytag hat sich in seiner letzten Dresdner Inszenierung für einen Bühnenrealismus entschieden, der fast unerträglich ist, durch das genaue und gleichzeitig de-

zente Spiel der Schauspielerinnen aber relativiert wird. Trotzdem ist es schwer auszuhalten, wenn sie auf verbrannter Erde aus rötlichem Pappmaschee, was ich auch noch höre, wenn jemand stolpert, Flüchtlingselend vorstellen sollen. Dabei ist der Bühnenraum (Bühne: Kerstin Junge, Kostime: Michaela Barth) interessant, wie er sich in den Zuschauer-raum hinein streckt, diesen schon halb einnehmend. Aber wenn die Troerinnen, in kurzzeitig aufflackernder Hoffnung, die Griechen würden abreisen, überganglos in einen stampfenden Balkantanz verfallen, um sich drei Sekunden später wieder vor dem unerträglich lauten Kampfgeschwaderlärm am Himmel zusammenzuducken, wird es peinlich. Ich sehe sie echtes Gemüse schnippeln, es auf echtem Feuer garen, ertappe mich dabei, zu überlegen, wie das dann schmeckt, was sie (ohne Salz in der Suppe) dann auch noch echt essen. Trotz-

dem gelingen dem Ensemble aus Gästen (Chor) und den Protagonisten durch ihr sensibles Zusammenspiel immer wieder berührende und bedrückende Szenen zwischen Verzweiflung und dem Versuch, Würde zu bewahren.

Regina Jeske als gestürzte Königin Hekuba zeigt mit dieser großen Rolle wieder einmal, was sie kann, spannt den Bogen der Figur von tief empfundenem Schmerz bis zur aufmüppigen Anklage an die Götter, die nicht mehr helfen. Auch Karina Plachetka als Cassandra zeigt expressiv eine Frau zwischen Wissen, Wahnsinn und Angst, Marianna Linden ist die Witwe Hektors, die ihr Kind an die Sieger übergeben muss und lässt ahnen, wie innerlich verbrannt diese Frau ist, die nach außen hin nur noch als Hülle existiert.

Philipp Lux, der Grieche, der die Schreckensnachrichten nicht nur zu überbringen, sondern auch umzusetzen

hat, spielte dieses Urbild des Boten, der seine Hände in Unschuld zu waschen versucht, mit einer menschenlinden Solidität, die wehtat.

Oda Pretschner muss als Helena im roten Overall zwei Drittel des zweistündigen Abends in einem Glaskasten über dem Geschehen ausharren, und spielt sich wund da oben, ohne dass die Frauen auf der Bühne, die durch sie ihre Männer, ihre Kinder, ihre Heimat verloren haben, sie wahrnehmen. Erst als Menelaos sie abholt, darf sie wieder mitspielen, und das tut sie eindrücklich. In der handfesten Auseinandersetzung einer starken Frau mit einem schwachen Mann, die ihn spielend wieder um den Finger wickelt, um letztlich ungeschoren nach Sparta davonzukommen, wäre es freilich interessanter gewesen, wenn Menelaos ihr mehr entgegenzusetzen gehabt hätte als das angestrengte Muskelspiel des gehörnten Ehemanns. Aber Klischees werden ja deshalb zu Klischees, weil sie viel Wahrheit beinhalten. Diese Szene jedenfalls brauchte die ganze Folklore nicht und zeigte die Möglichkeiten des Stückes, über die wenn auch einfühlsame Darstellung des Leids der Opfer eines Krieges hinaus.

Am Schluss freilich ließ Freytag den Moralhammer ein letztes Mal auf die Köpfe seiner Zuschauer niederfahren: im selben Augenblick, da Poseidon den schwergewichtigen Satz wie im Vorübergehen in den Raum sendet, verlöscht das Bühnenlicht, und der Zuschauerraum wird schlagartig hell. Ja, wir haben es verstanden, auch wir gehören dazu.

Die von Wolfgang Schmidke vertonte Lyrik von Sappho wird vom Chor der Troerinnen mehrstimmig und sehr schön gesungen. In blaues Licht getaucht, als ob die Szene anhält, entstehen Momente wie bei einer Totenmesse; Innehalten und tiefes Versinken in den Schmerz wie in die Hoffnung. Das war schön.

Caren Pfeil



Marianna Linden und Regina Jeske in „Die Troerinnen des Euripides“ von Sartre

Foto Mirko Joerg